



JERRY B. JENKINS

JAMES S. MACDONALD

*Ich,
Saulus*

THRILLER

BRUNNEN

Jerry B. Jenkins/James S. MacDonald

Ich, Saulus

Thriller

Deutsch von Renate Hübsch

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

I

Zerrissen

Texas

Mittwoch, 7. Mai

„ruf an. verzfelt.“

Die Nachricht erschien um 8.55 Uhr auf dem Display von Dr. Augustin Knox' Handy, nur wenige Sekunden, bevor er das Gerät ausschalten musste – das war Vorschrift für Dozenten am Theologischen Seminar von Arlington, bevor sie einen Seminarraum betraten.

Augustin hätte ein rasches „sekunde“ abschießen können, aber die Nachricht war nicht signiert und die Nummer war in seinen Kontakten nicht erfasst. Die Vorwahl 01139-6 war die von Rom. In seinen achtunddreißig Lebensjahren war er viel in der Welt herumgekommen und die Ewige Stadt hatte er mehr als einmal besucht. Aber ein Text wie dieser konnte auch auf einen dieser „Bin-beklaut-words,-brauche-Geld“-Telefontricks hinweisen. Was immer das hier war, es würde warten müssen, bis er die Examenklausur in Systematischer Theologie eröffnet hatte und sich mit dem Handy wieder auf den Gang zurückziehen konnte.

Augustin war schon seit Langem fasziniert davon, welch ein nervöses Geschnatter seine Studenten vor Klausuren von sich gaben. Jetzt begrüßte ihn jemand mit: „Ich hab Sie im Who's Who nachgeschlagen, Doc, und jetzt weiß ich, wie Sie mit richtigem Namen heißen.“

„Meinen Glückwunsch. Da haben Sie etwas entdeckt, was Sie

schon vor vier Jahren in den Campus-Infos hätten lesen können.“

„Nein! Dort steht ja nur Dr. Augustin A. Knox! Jetzt weiß ich, was das A bedeutet.“

„Schön für Sie. Also, zu Beginn ein paar Hinweise, wie ...“

„Aquinas! Augustin Aquinas Knox! Mensch, Sie hatten bei der Berufswahl wohl keine Chance, was?“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, dass Sie den Stachel in meinem Fleisch öffentlich enthüllen. Wenn Sie es unbedingt wissen wollen, diese Namenswahl geht auf das Konto meines Vaters.“ Augustin verfiel in den monotonen Bass seines Vaters. „Namen sind wichtig. Sie können über ein ganzes Leben entscheiden.“

Viele Studenten grinsten. Sie hatten Dr. Knox senior noch gehört, bevor er im vergangenen Jahr krank geworden war.

[...]

Nachdem die Klausurbögen verteilt waren, ging Augustin leise aus dem Raum und schaltete das Handy ein. Der Hilferuf aus Rom war inzwischen auf Platz drei der Anrufliste gerückt. Ganz oben war eine Sprachnachricht von Dr. Moore, dem derzeitigen Fachbereichsleiter, der für Augustins Vater eingesprungen war, als dieser einen Schlaganfall erlitten hatte und gepflegt werden musste.

Augustin hätte eigentlich zuerst diese Nachricht abhören müssen. Aber die nächste Nachricht auf der Liste war von Sofia Trikoupi, seiner Freundin. In Athen war es acht Stunden später, also jetzt schon gut fünf Uhr nachmittags. „Ruf mich an, wenn du Feierabend hast“, sagte sie. „Ich bleibe auf.“ Das würde dann bei ihr schon gegen Mitternacht sein, aber wie es schien, brauchte sie seine ungeteilte Aufmerksamkeit. Das würde ihn den ganzen Tag nicht loslassen. Wie sehr er sich danach sehnte, mit ihr zusammen zu sein.

Das Handy vibrierte. Wieder Rom. „dringend. ruf an. bitte.“

Augustin presste die Lippen zusammen und tippte: „wer da?“

„vertrau mir. bitte.“

„nur wenn ich weiß, wer anruft.“ Augustin wartete gut eine Minute auf eine Antwort, dann schnaubte er: „Wie ich vermutet habe.“ Aber als er in den Seminarraum zurückging, vibrierte das Handy wieder.

„zionist.“

Augustin blieb abrupt stehen und spürte, wie ihm die Hitze in den Nacken stieg. Rasch tippte er: „90 min, o. k.?”

„sofort. lage kritisch.“

Nur wenige Menschen hatten in Augustins Leben eine wichtigere Rolle gespielt als Roger Michaels, der schwächliche Südafrikaner mit einer James-Earl-Jones-Stimme und einem grauen Vollbart, in dem sein blasses, zwerghaftes Gesicht fast unterging. Augustin würde niemals eine Tour in irgendeiner antiken Stätte unternehmen, bei der Roger nicht der Guide war.

„2 min“, textete er. Hastig ging er in Richtung des früheren Büros seines Vaters. An der Tür hing noch das Namensschild von Dr. Knox senior. Augustin klopfte und trat ein. „Les, ich muss dich um einen Gefallen bitten.“

Dr. Moore ließ sich Zeit, bevor er von seinem Schriftstück aufblickte. „Erstens, Dr. Knox, habe ich Sie nicht zum Eintreten aufgefordert.“

„Tut mir leid, aber ...“

„Zweitens habe ich Sie gebeten, mich mit Dr. Moore anzusprechen.“

„Ja, auch mein Fehler, aber hören Sie ...“

„Und drittens“, sagte sein Vorgesetzter und studierte dabei betont genau seine Armbanduhr, „wissen wir beide, dass Sie in eben diesem Moment ein Examen ...“

„Dr. Moore, ich muss einen dringenden Anruf machen – ein Notfall – und ich wollte Sie bitten, mich ein paar Minuten zu vertreten.“

Moore seufzte, erhob sich und griff nach seinem Jackett. „Ich

kann mir schon vorstellen, worum es geht. Lassen Sie sich alle Zeit der Welt.“

Augustin folgte ihm den Gang entlang. „Sie wissen, worum es geht?“

„Haben Sie meine Nachricht nicht erhalten?“

„Oh, tut mir leid. Ich hab gesehen, dass Sie gemailt haben, aber ...“

„Aber Sie nahmen an, andere Dinge seien wichtiger. Ich sagte ja schon: Wenn Sie Ihr erstes Examen hier abgenommen haben, müssen wir uns einmal unterhalten.“

„Selbstverständlich. Ich stehe zur Verfügung.“

„Unter anderem müssen wir über Ihren Vater reden. Betrifft Ihr Anruf ihn?“

„Was ist mit meinem Vater?“

„Wir reden nachher darüber.“

„Aber ist ihm ...“

„Es gab da gewisse Entwicklungen, Dr. Knox. Aber er ist ja noch unter uns.“

Während Dr. Moore sich in den Seminarraum begab, bog Augustin ins Treppenhaus ab, das weniger Fenster hatte und ihm etwas Schutz bot – die Wetterpropheten hatten angekündigt, am frühen Nachmittag würde die Temperatur etwa zehn Grad über dem sommerlichen Durchschnitt liegen und dem bisherigen Monatsrekord von 41 Grad Konkurrenz machen.

Aber dort war der Empfang zu schlecht, also kehrte er in den Gang zurück und ging schließlich ins Freie, weil er immer noch schlechten Empfang hatte. Draußen waren sicher jetzt schon über 30 Grad. Während ihm die Sonne den Kopf verbrannte, lauschte er auf das wiederholte Signal seines Handys.

Augustin ging für einen Moment nach drinnen und genoss die Klimaanlage, bevor er es wagte, wieder ins Freie zu treten, um es erneut zu versuchen. Er wartete zwei Minuten, wählte noch zweimal und hatte dann das Gefühl, jetzt müsse er wirklich zurück.

Bei einem dritten Versuch, kurz vor der Eingangstür, wurde klar, dass jemand abgenommen und dann wieder aufgelegt hatte.

Augustin wählte die Nummer noch zweimal, während er zurückging, um Dr. Moore abzulösen. Als er gerade die Tür zum Seminarraum öffnen wollte, erschien eine Nachricht.

„sorry. später. wirf dein handy in den müll. ernsthaft.“

Augustin konnte sich keinen Reim darauf machen. War das eine Fangschaltung gewesen? Oder wurde sein Handy abgehört? Wenn er sich ein neues zulegte, woher sollte Roger dann wissen, wie er zu erreichen war?

[...]

Augustin rannte geradezu in sein Büro und wählte die Nummer in Rom. Es läutete sechs Mal, bevor Roger abnahm.

„Augustin?“

„Ja! Was ...“

„Hör gut zu. Ich habe nur ein paar Sekunden. Ich brauche dich in Rom, so schnell du kommen kannst.“

„Rog, was ist denn passiert? Das ist der absolut ungeeignetste Zeitpunkt für mich, um nach ...“

„Gib Sofia deine neue Handy-Nummer und simse mir deine Ankunftszeit. Ich gebe dir eine Nummer, unter der du mich von Fiumicino aus erreichen kannst, sobald du gelandet bist.“

„Ich weiß nicht, wann ich da sein könnte, Rog. Hör mal, ich muss ...“

„Augustin! Es geht um Leben oder Tod. Sonst würde ich nicht fragen, das weißt du.“

„Vor allem ...“

Rom im ersten Jahrhundert nach Christus

[...] (Lukas) war erschöpft von der Reise und dem fast viertägigen Eilmarsch in die bedrängte Hauptstadt, vom entsetzlichsten Abend, den er als Arzt je erlebt hatte, ganz zu schweigen, und er wusste, er würde in dieser schwülen Nacht keinen Schlaf finden.

Die Augen in der Dunkelheit weit geöffnet, warf Lukas die dünne, kratzende Decke ab, setzte sich auf und schwang die Beine aus dem Bett. Den Kopf in die Hände und die Ellenbogen auf seine Knie gestützt, hörte er, wie sich der fadenscheinige Vorhang hinter ihm bauschte. Ein feuchter Wind trug beißenden Rauchgeruch und den Duft von verkohltem Holz heran. Bis in die Morgenstunden hinein vernahm er noch immer von weither Schreie und laute Rufe.

Auf der Suche nach seinem lebenslangen Freund – den man in Troas (wieder einmal) verhaftet und für den Prozess nach Rom verschifft hatte –, hatte eine verzweifelte Verfolgungsjagd Lukas über das Mittelmeer und vor drei Tagen früh am Morgen in die seltsam übel riechende Stadt Puteoli geführt. In seinem gehetzten Bemühen, eine Reisemöglichkeit über Land in das 170 Meilen nordwestlich gelegene Rom zu finden, hatte Lukas noch kaum begonnen, sich nach reisenden Kaufleuten und Karawanen zu erkundigen, als ihn die schreckliche Nachricht erreichte. Rom stand in Flammen.

Der Hafen schwirrte von Gerüchten und Klatsch, aber die Behörden machten unverzüglich klar, dass nur dringend benötigte

Güter und Helfer für diese Notsituation einen Passierschein über die lange, mit Steinen gepflasterte Via Appia in die Hauptstadt bekommen würden. Es hieß, die Feuersbrunst, die inzwischen fast die gesamte Stadt erfasst hatte, sei vor ein paar Tagen, während der heißesten Nacht des Jahres, ausgebrochen. Das Inferno, von dem man bereits als „Neros Feuer“ sprach, hatte im Herzen des Römischen Imperiums so gewütet, dass drei der vierzehn Stadtbezirke vollständig vernichtet und sieben weitere stark betroffen waren.

Flüchtlinge strömten aus der Stadt nach Puteoli, beladen mit dem Wenigen, das sie tragen konnten. Mit noch immer ungläubigem Blick verbreiteten sie Geschichten von der Verwüstung, erzählten von Straßen, die übersät waren mit verkohlten Körpern, die man unter dem Schutt hervorgezerrt hatte. Bisher waren alle Versuche, das Feuer einzudämmen, fehlgeschlagen, und nach wie vor verwüsteten die Flammen die Stadt.

Als ehemaliger Sklave aus Antiochia in Syrien, der zuerst die Freiheit und schließlich auch das römische Bürgerrecht erhalten hatte, war Lukas der Festnahme von Christen im Imperium entgangen. Die Sekte der Christen machte der Kaiser nämlich für den Brand verantwortlich. Viele Flüchtlinge – und bei Weitem nicht nur Christen – waren sich aber sicher, dass Nero den Verdacht von sich selbst abzulenken versuchte. Jedermann spekulierte darüber, warum der selbstverliebte junge Herrscher sein eigenes Reich verbrennen sollte. Die häufigste Theorie war, dass er schlicht ganz von vorn beginnen und Rom nach eigenen Vorstellungen neu erbauen wollte. Wie sonst sollte man sich erklären, dass in der ganzen Stadt Horden randalierender Brandstifter gleichzeitig beobachtet worden waren?

Was war mit den Gefängnissen? So, wie die Dinge standen, war Lukas' Freund zum Tod durch Enthauptung verurteilt worden – aber war er nun vielleicht auf eine noch qualvollere Weise umgekommen? Niemand schien Genaueres zu wissen und Lukas konnte

ohnehin nicht sagen, in welchem trostlosen Verlies der Mann festgehalten wurde.

Lukas schwang seinen schweren Reisesack mühsam über seine knochige Schulter und ging eilig zu einer Gruppe von Zenturios, die die Straße absperreten und nur einen kleinen Teil der Menge passieren ließ, die lautstark verlangte, nach Rom durchgelassen zu werden. „Ich bin römischer Bürger – und ich bin Arzt!“, rief er laut. „Ich habe chirurgische Gerätschaften und Medikamente dabei!“

„Beweise es“, sagte einer der Wachposten. Lukas setzte den Sack wieder ab und begann, ihn zu öffnen. „Nein! Dein Bürgerrecht! Beweise es!“

Lukas vergrub die Hand tief in einer speziell für diesen Zweck eingenähten Tasche und zog seine Professio hervor – ein kleines Diptychon aus zwei lose verbundenen Holzplatten mit der Inschrift seines römischen Namens (Lukanus) und seiner Urkunde. Der Wachposten studierte alles und wies dann auf ein zweirädriges Gefährt mit zwei Pferden und Platz für einen Fahrer, vier Fahrgäste und eine kleine Ladung. „Sie fahren gleich ab, Alter. Beeil dich!“

[...] Als Lukas den Wagenlenker bezahlen wollte, sagte dieser: „Du bist im Interesse des Imperiums hier, Medicus. Mögen die Götter dich schützen.“

Sobald sich Lukas bei den örtlichen Behörden ausgewiesen hatte, verlangte man auch schon seine Dienste. Die Vigiles, zugleich Nachtwächter und Feuerwehr von Rom – die viele ihrer Leute bei der Katastrophe verloren hatten –, schickten ihn zu einem Behelfslazarett, das nur vier Häuserblöcke vom Inferno entfernt in einer Straße errichtet worden war. Man wies Lukas die schlimmsten Fälle zu. Überall lagen oder saßen Opfer der Flammen herum, die dringend Hilfe brauchten.

[...] Als Lukas endlich ein kleines Podest erreichte, in dessen Fußboden ein Loch eingelassen war, durch das ein Mensch hindurchpasste, raste sein Herz und sein Atem ging schnell. Er musste mit aller Kraft gegen die Übelkeit ankämpfen, die der Gestank ihm verursachte.

Wachposten, die das Loch im Boden umstanden, wiesen Panthera darauf hin, dass dem Gefangenen da unten kein Besuch gestattet war. „Ein Arztbesuch einmal am Tag ist ihm gestattet“, sagte Primus. „Ihr wisst ja, der Kaiser will, dass er bis zur Hinrichtung bei Kräften bleibt, damit er ein besonders abschreckendes Beispiel abgibt.“

Panthera zeigte Lukas, wie er sich in das Verlies hinunterlassen konnte. „Als wir den Gefangenen hinunterließen, war er nicht fähig, früh genug die Kante zu umklammern, um seinen Fall abzumildern. Er hat sich den Knöchel verstaucht, als er unten landete.“

„Wie tief ist es?“

„Nur knapp zwei Meter. Aber in der Dunkelheit hat man natürlich keine Vorstellung.“ Panthera wandte sich an eine der Wachen. „Wenn ich unten bin, reich mir die Fackel.“

„Licht ist ihm auch nicht erlaubt. Du weißt das sehr gut.“

„Soll der Arzt ihn im Dunkeln untersuchen? Tu einfach, was ich dir sage!“

Panthera beugte sich hinunter und legte beide Hände an den Rand der Bodenöffnung. Er stützte sich mit den Händen ab, sprang und hing kurz in der Luft, bevor seine Füße den Boden erreichten. Lukas tat es ihm nach, allerdings nicht ganz so geschickt; beim Hinunterlassen verfring er sich in seinem Umhang.

Er fand Paulus schlafend auf einem schmalen Felsvorsprung, an den Knöcheln an die Wand gefesselt ...

„Mein Freund“, krächzte Paulus. „Du bist gekommen ...“